Nur Zeit?

Autor(en): **Müller, Fritz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-748859

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

NUR ZEIT?

Ich muss sie nochmals hierhersetzen, die Dehmelschen Strophen vom Arbeitsmann. Eine wenigstens. Nichts herzbeweglicheres kenne ich in der sozialen Lyrik.

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
Und haben die Sonne und Regen und Wind,
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Nur Zeit?

* * *

Über die Straße geht ein Arbeitsloser. Er ist nicht traurig. Da hinten vor dem Nachtcafé hat er ein Goldstück gefunden. Vielleicht hat's heute im Morgengrauen ein Bezechter verloren.

Was tun damit? denkt der arbeitslose Anton Forrer wohlgemut. Erarbeitet ist es nicht. Satt ist er noch vom letzten Taglohn. Wie, wenn er in die Kunstausstellung da drüben ginge? Einen Franken der Eintritt. Das ist erst ein Zehntel von seinem goldenen Schatz.

Ein wenig beklommen ist er nun doch, den Bezirk der anderen Hälfte der Menschheit betreten zu sollen. Der Reichen, denen die Kunst ein alltägliches ist.

Richtig, da haben wir's schon. Der Portier verweist auf den fehlenden Kragen am Arbeiterhemd. Aber Anton Forrer ist kein heuriger Hase. Er hat ein kluges Gesicht und galt bei seinen Genossen als der Feinsten und Nachdenklichsten einer.

Ruhig frägt er den Mann mit der Mütze, wo denn im Reglement der Stehkragen als Vorschrift verordnet sei. Der Mann ist perplex, und so tritt er ein, der arbeitslose Geselle.

Jetzt aber in den blitzenden Sälen zwischen hängenden Bildern und marmornen Büsten, zwischen leise flüsternden Menschen von tadellosen Gewändern und poliertem Benehmen, ist es ihm doch ein wenig schwüler geworden. Die Grobheit des Pförtners war schon besiegbar. Grobheit in jeglicher Form ist ihm täglich in den Fabriken begegnet. Aber Feinheit und Zartheit, ein echtes

Gemälde und weiße Gestalten von Marmor, solchen seltenen Dingen ist seine Unbefangenheit noch nicht gewachsen.

Aber er presst nicht nur den weichen Filzhut, er presst auch die Zähne zusammen, und tut so, als ob . . . und schlendert gemächlich herum in den Sälen. Nicht als ob er sich von den feinen Leuten etwa fürchtete. Man hat ihn so lange in der Partei und in den Verbänden gelehrt, die zu verachten, die weniger Arbeit verrichten, als sie an Einkommen kriegen. Und summarisch rechnet er alle geputzten Menschen dazu.

Nein, was ihn schließlich doch aus der Fassung gebracht hat, war der fremde Hauch der großen Kunst, die ihn umwehte. Er besah das nächste Bild. Ein Böcklin. Die Schönheit der leuchtenden Farben ward ihm wohl dunkel bewusst. Er begriff die Gestalten. Aber sonst nichts. Warum nun dieses Bild einige tausendmal größeren Wert haben sollte als ein beliebiger Ölfarbendruck über dem eigenen Bett, blieb ihm verborgen.

Reden hörte er die Leute, vernahm Ausrufe des Staunens, sah tiefes Versenken, gläubige Ergriffenheit auf den Gesichtern. Sah scheu zwischen diesen und den Werken der Kunst hin und wider. Vergeblich. Ihm regten sich keine verbindenden Glieder. Er starrte ins Leere. Hoffnungslos lag es da vor ihm. Ihn reute das Frankenstück beim Eintritt.

Ein junger Künstler trat zu ihm heran.

„Sie sind ein Arbeiter, ja?

„Jawohl, Herr, das bin ich."

„Und ich bin ein Arbeiterfreund. Darf ich Ihnen das da erklären?„

Er hielt ihm vor einem sozialen Gemälde über Farbe und Lichter und Schatten, Reflexe und Tinten einen begeistert geflüsterten Vortrag.

„Jetzt verstehen Sie es, nicht wahr, und betrachten das Bild mit anderen Augen?"

Anton Forrer sagte ein schüchternes Ja. Es war ihm noch leerer zu Mute.

Er sehnte sich wieder zurück an den Schraubstock. Hinaus aus diesem vergeblichen Kampf um Erleuchtung. Hände, die zehn Stunden im Tag am Schraubstock gefeilt und gehämmert, greifen vergeblich nach dem Sinn von Gemälden. Arbeiterfäuste

gab ihm die gesellschaftliche Ordnung, keine geschmeidigen Finger, die aus dem Umfühlen des Kunstwerks seine letzte Schönheit ertasten.

Zeit mochte ihm der Kampf der Genossen schließlich verschaffen, aber dann fehlten noch immer Organe, mit denen er zu den Genüssen am andern Ufer des Stromes zu gelangen vermochte. Diese Organe, das Auge, die Hand und die Einfühlungskunst in das, was andere geschaffen, waren seit Generationen verkümmert.

Eine Welt trennte ihn von den Leuten im Kunsthaus. Ein Strom floss dazwischen, so breit und so tief, dass kein Ton mehr herüberdrang, so sehr er auch horchte und lauschte.

* * *

Da ging er im Grimm aus dem Saal auf die Straße hinaus, hinaus in die Vorstadt. Legte das Ohr an die Scheiben einer Maschinenwerkstätte und horchte auf die summenden, schwingenden Töne, die aus der Maschinenwelt seiner Arbeit herdrangen. Sie hatten eine eigene, melancholische Melodie.

Und er erkannte, dass es keine Brücke mehr gäbe zwischen hüben und drüben. Dass sich wohl Zeit, die freie Zeit außer den Arbeitersälen erstreiten lasse. Dass man vielleicht mit heißem Bemühn noch schmale, einsame Inseln entdeckte, wo man eine kurze Strecke die Ränder der Kunst zusammen beschritte. Dass darüber hinaus ein ewiges Missverstehen beginne — an einander vorbei redete man. Dass aber die höchsten Werte des Geistes und Gemütes das Heer seiner Genossen auf einem *anderen*, neuen Wege erringen müsse. Weit ab von jener Kunst am andern Ufer des Stromes.

Nicht aus der Wurzelerde der Reichen — aus dem Gebraus der Maschinen und Räder und Riemen, musste sich ihre, der Arbeiter Kunst, einst erheben und wachsen: denen da drüben ebenso ewig ein Buch mit siebenzig Siegeln, als den Genossen die aus jener Erde entsprossene Kunst ein Verschlossenes blieb. *Zwei* Reiche auf Erden.

ZÜRICH FRITZ MÜLLER